

03

Café Senegales

Café Senegales

Anne Storch & Nico Nassenstein

„Après la salutation, qu'est-ce qui va suivre?“

„Le dialogue. Ça dépend du sujet, et par rapport à ce sujet, la discussion ... est ouverte.

La crise, la politique, l'amour. Chacun va dire ses idées.“

BALAMANE 01

Berauschesendes Mittendrin

Ist es nicht die mangelnde Beinfreiheit im so genannten „Billigflieger“ von Köln-Bonn nach Palma, so spätestens das gemeinsame Klatschen bei Ankunft, das nervt. Als huldigte der Tross an Familien, Seniorenpärchen, Abiturienten, Fußballclubs, Kegelbrüdern einem Mallorca jährlich neu erschaffenden Gott des Tourismus und den immer wiederkehrenden Gesängen „Alle Mann, am Ballermann, nur *Amore un Sunnesching*“¹: Der Einzug der Chöre der griechischen Tragödie, unter Klatschen und Johlen. Hat man als ausgebildete*r Afrikanist*in

früh von Strapazen ferner Feldforschungsaufenthalte, in Uganda, Nigeria, im Kongo, berichtet bekommen und diese dann auf eigenen ausgedehnten Forschungsreisen besser einschätzen und zurechtrücken gelernt, so bleiben Mallorca und der Ballermann auch nach vielen Besuchen Herausforderung, Unwägbarkeit, großes Enigma. Kaum Zurechtrücken, eher Entzerren. Von Reflexionen, Daten, Eindrücken. Wenn man sonnige Feldforschungsddestinationen nach Geschmackssorten von Eissorten sortierte, würde die Tourismusforschung am Ballermann nach Zitronensorbet schmecken, tiefsauer, aber dennoch klebrig und voller Zucker, oder nach Engelblau, durch und durch künstlich und blauzüngig ehrlich,

¹ Nicht alle gebrauchten fremdsprachlichen oder dialektal geprägten Ausdrücke werden im vorliegenden Text systematisch ins Hochdeutsche übersetzt.

eine eigenwillige Authentizität propagierend. Nach drei Jahren Begegnungen am Ballermann (Stand 2019) klebt die Zunge ganz gewaltig. Aber wie sind wir eigentlich in den Billigflieger mit Kurs Palma de Mallorca und unbequemen Sitzen gekommen?

Im Sommer 2016 besuchen wir eine linguistische Fachtagung auf dem spanischen Festland, und haben einige wenige Stunden des Zwischenstopps am Flughafen Palma zuzubringen. Eigentlich. Wir stellen zwei mögliche Ausflugsdestination zur Disposition um die Zeit zu überbrücken: a) die Kathedrale von Palma. b) die Bier- und Schinkenstraße am Ballermann. Die Entscheidung fällt wunderbarerweise beinahe ohne unser Zutun: Kurze Zeit später steigen wir in El Arenal aus dem Taxi und tauchen ein ins Gewimmel der Feierwütigen, älterer Herren mit Schlagseite, junger westafrikanischer Straßenverkäufer, einheimischer, südamerikanischer, osteuropäischer Kellner*innen und asiatischer Masseurinnen. Als vollkommene Neulinge auf dem Gebiet des „Malle-Tourismus“² sind wir angefixt, begeistert, sehen direkt Potenzial in den Begegnungen, den kurzen Gesprächen im Bamboleo, im Rundgang durch den Bierkönig. Es ist Juni 2016 und wir planen lachend eine erste Feldforschung am Ballermann. In den Folgejahren zieht es uns häufig nach El Arenal, gemeinsam mit einer Gruppe von Kolleg*innen. Während kurzer Reisen beobachten wir, sammeln, nehmen wir Stimmen auf, begleiten, diskutieren, und verzweifeln oftmals. Nicht



nur an den Widersprüchen des Gesehenen, sondern auch an Kollegengesprächen, Mallorca als angebrachten Forschungsort verlachend, und somit unser Forschungsdesign, die eigenwillige Note unserer Texte, Berichte, Fotos, Ausstellungen³. Kurzum: Wir ecken oft an, der eigenen Disziplin sagt Mallorca nicht zu, man fürchtet ums Ansehen ordentlicher Forschung, so scheint es uns. Unsere Reaktion? Wir beschäftigen uns noch intensiver mit Malle, reisen oft für ein Wochenende, ein paar Tage an den Ballermann, halten Vorträge, betätigen uns kreativ. Und

² Ganz stimmt das nicht. Wie an anderer Stelle noch explizit ausgeführt wird, hat Nico in seinem sechsten Lebensjahr in einem Hotelpool auf Mallorca schwimmen gelernt. Anne ist nie an den Ballermann gereist. Nico erinnert jedoch Familiengespräche und frühe Fotografien seiner Eltern in Klebe-Fotoalben, auf denen das im Tourismus erwachende Palma der 1970er-Jahre abgebildet war.

³ 2017 veranstalten wir die erste kleine Mallorca-Ausstellung mit Artefakten und Installationen unserer Forschung in Köln. Derzeit (Stand 2020) ist die zweite größere Ausstellung in Planung.

kommen nicht umhin uns immer wieder mit uns selbst im Spiegel unserer Forschung auseinanderzusetzen.

Die mallorquinischen Hotspots, El Arenal für meist deutschsprachige und niederländische Touristen, Magaluf oft von britischen und skandinavischen Besuchern frequentiert, präsentieren sich an den ersten Maitagen 2018 – dem Startpunkt dieses Berichts rund um das „Café Senegales“ – noch im Dornröschenschlaf wärmerer Frühlingstage. Der Touristenansturm ist noch nicht erfolgt, Hotelbetten noch verfügbar, einige der Bars an der Strandpromenade noch verrammelt. Wir spazieren am Meer entlang und beginnen Gespräche mit den zahlreichen senegalesischen Verkäufern, den Haarflechterinnen, deren bisher bloß wenige auf offener Straße zu sehen sind aus Ermangelung an Kundinnen, wir erforschen die Hintergassen, in die sich selten Tourist*innen verirren, und wir stoßen auf das „Café Senegales“ an der Plaça Reina Maria Cristina, 07600 S’Arenal, Palma. Ein unpräzises westafrikanisches Restaurant mit Blick auf den beschaulichen Platz, an dem Alte sitzen, Junge spielen, Hunde toben. In dem wir in den Folgetagen im Mai 2018 oft senegalesisch essen, *Café Toubá* trinken, Wolof lernen, lange Diskussionen führen, und uns immer öfter verabreden nach den Rundgängen, nach den Streifzügen durch die Geschäfte auf der Jagd nach Artefakten, nach den Interviews. Die unruhigen Gedanken kommen dabei an der Plaça immer wieder kurz zur Ruhe, hier setzt sich, was anderswo gärt, unruhig wippt, keine Klarheit findet. Wir genießen die Tage an der Plaça, und entschließen uns ein Manuskript genau hier beginnen zu lassen, und die Stunden auf den steinernen Bänken in direkter Nähe zum Café Senegales zum Ausgangs-

punkt kurzer Berichte werden zu lassen. Als Fixpunkt afrikanischer Präsenzen am Ballermann, unserem eigentlichen Interesse und zentralem Fokus unserer Forschung, die sich und uns mittlerweile in so viele verschiedene Richtungen drängt.

Wir haben es uns dabei von Beginn an zu eigen gemacht auf Mallorca anders durch den Sucher zu blicken und an anderen Stellen das Mikrofon einzuschalten als in Nigeria oder Uganda. Das Unerwartbare einzufangen, das Transgressive, das Unerhörte (die Stimmen der migrierten Taxifahrer, ambulanten Händler, die Geschichten der nigerianischen Klofrauen, die Wortfetzen rund um einen schnellen Fellatio mit Meerblick, das Gepolter rund um die Neonröhren und Hotelburgen von Magaluf, oder aber die Verkaufs- und Strategiegelgespräche auf Deutsch, Wolof, Französisch), schien uns dabei nicht nur durchweg gewinnbringender als das Beschreibende, linguistisch Analytische, sondern auch interessanter. Und, so wollen wir manches Mal noch leise hinterherschoben, vielleicht sogar angemessener? Der Ballermann ist hierbei nicht nur beforschtes Urlaubsparadies, sondern vor allem transgressiver Widerspruchsraum und Setting der Aushandlung von bereits erwähnten Tragödien, einem ritualisierten Aufbau von Junggesellenabschieden, Kegeltouren und Rentnervergnügungen folgend. Mittendrin zu sein, heißt berauscht zu sein: Berauscht von den Wörtern, den Farben, den Unwägbarkeiten, dem unerhörten Sprech der Männergrüppchen im Biersuff, der Frauengrüppchen in Motto T-Shirt. Wir kommen nicht umhin die Frage zu stellen, wem dieser Ort gehört, wer ihn konstruiert, für wen er konstruiert wurde und sich selbst immer wieder neu erschafft. Wer ausgegrenzt

Kuscheltiere

wird und nur Störfaktor ist im Tourismusbetrieb, wer willkommen ist, wem „Inselverbot“ erteilt wird. Was sich hinter dem Bühnenbild des Urlaubsortes verbirgt, wirkt dramatisch.

Nach einigen Tagen kommen mehr Besucher. Während wir an der Promenade sitzen, trotten immer größere Gruppen vorbei. Wir fotografieren durch Biergläser, durch Sangria, durch Aperol Spritz; vorbeigleitende Passanten hinter den Gläsern mutieren zu einer wabernden Masse: *Mallotze*. Ein berauschendes Mittendrin, ein Konsumieren von Strömen, Gesängen, Souvenirs, Bäuchen. Bleiben und Gehen, ein Ritual der Wiederkehr. Ein Ritual unter vielen, derer wir habhaft werden in unseren Aufnahmen, Fotos, Videos.

Das Ritual des Feierns, des Trinkens, des Grölens, des Ausgrenzens, zieht uns durch den Sucher und durch die verschwommenen Biergläser, durch die Aperolgläser, hinein in den wiegenden Schritt der Strandläufer: Das Perfide ist der Sog dieses Ortes, der einen mitwippen lässt zur Partymusik, der einem im Bierkönig, der weithin bekannten Partylocation, auflauert und die teilnehmende Beobachtung unbequem werden lässt. „Hier wird man sich selbst fremd“, bemerkt ein Kollege einmal während eines sprachwissenschaftlichen Workshops, den wir am Ballermann organisieren. Auf dem Tisch tanzend wird einem die Würde geraubt und nur mit viel Ironie kann man versuchen die Kontrolle zurückzugewinnen: „Das Hinterland soll doch so nett sein“, witzeln wir oft. Das Hinterland ist zweifelsohne beschaulich, auf Mallorca. Doch haben wir die Finca nie gemietet. Sind einfach am Ballermann kleben geblieben.

Wir sitzen auf einer der hübschen Holzbänke, die entlang der Palmenallee am Meer aufgestellt sind, damit im luftigen Halbschatten, unweit kleiner Cafés und Bars, auch Platz für die Alten und Alteingesessenen in Arenal ist. Nahe dem kleinen Hafen, wo der Massenbetrieb allmählich abebbt, kann man hier verweilen, den Booten und Paraglidern zusehen, ein wenig plaudern, oder, wie wir, etwas lesen. Wir blättern ein bisschen in Casparek-Türkan und Bauer-Hilds *Kulinarischen Streifzügen durch Mallorca*, das wir mit etwas Glück in einem kleinen Antiquariat in Palma gefunden haben. Ein wahrer Schatz für uns als Foodblogger und Diskursforscher, denn diese Reisen und Wanderungen zu besonderen Spezialitäten einer einst recht armen, aber eben durch Seefahrt und Handel weiträumig mit anderen Weltgegenden verflochtenen Insel gibt es heute so gar nicht mehr. Mit viel Sorgfalt wird jetzt wieder die Produktion guten Olivenöls gepflegt, werden Früchte und Gemüse vor Ort unter Bedacht alter Methoden wieder mehr angebaut. Nicht immer funktioniert das gut, nicht zuletzt weil sich in den vergangenen Jahren sehr heiße und trockene Sommermonate häuften, in denen die sonst durchaus reichlichen Süßwasserreserven knapp wurden. Der touristische Ansturm mit seinem enormen Bedarf an nicht gerade sparsamen Regeneffektduschen, Golfplätzen und Pools sorgt dabei für eine Ahnung davon, wie sich diese ganze Vergnügungs- und Authentizitätsmaschine selbst vernichtet.

Unsere behagliche Lektüre wird unerwartet mühevoll, als hinter uns kreischender Lärm aufflammt. Erschrocken drehen wir uns

um: ein Handwerker hat damit begonnen, die Platten im Eingangsbereich der einstweilen geschlossenen *Snack Bar Marola* aufzuschneiden. Schrill und Staubwolken in die Luft wirbelnd frisst sich die elektrische Steinsäge durch den Belag des Bürgersteigs. Wir schauen nach oben und sehen, dass das mehrstöckige Gebäude über der Bar bereits völlig ausgeweidet ist, nur noch die Stahlbetonkonstruktion und die Balkongeländer aus dunkel gebeiztem Holz sind übrig. Das mag einmal ein Hotel gewesen sein, und wenn man sich die Architektur ein wenig genauer ansieht, muss es seine beste Zeit in den siebziger oder achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gehabt haben. Als Ort sentimentaler Erinnerungen für ältere Gäste ist es verloren, als störender Kasten inmitten des Gebäudeensembles auch. Es verschwindet genau so wie die guten Jahre seiner einstmaligen Bewohner, die vom Zeitgeist geprägten kulinarischen Genüsse jener Tage und die irgendwann auf den Müll wandernden Alben voller verblässernder Urlaubsfotos.

Wir beschließen aufzubrechen und der Sache mit dem Abriss auf den Grund zu gehen. Neben der *Snack Bar* führt eine kleine Straße hoch zum nur ein paar hundert Meter entfernten Platz der Königin Christine. Wir sehen uns die Gegend etwas aufmerksamer an als sonst: hinter der dem Meer zugewandten Promenade finden sich schäbige Mietshäuser, kleine ungepflegte Hinterhöfe, das schon lange geschlossene *Bordell Cleopatra*, eine erst spät am Abend öffnende Bar, die nichts als *Girls – Señoritas – Mädchen – Mesdemoiselles* zu offerieren vorgibt, schräg gegenüber das bekannte Las Vegas. Dazwischen bröckelnde Mauern, rostende Balkone, übervolle Abfalltonnen und immer wieder ruinierte Häuschen, die in ihrer

zweistöckigen Bescheidenheit der Gier nach lukrativen Hotels in strahlendem Weiß nicht standhalten konnten. Auch sie werden wohl bald unter lautem Kreischen der Maschinen verschwinden.

Ein junger Mann verlässt eilig ein Gebäude, das ein wenig so wirkt, als sei es schon verlassen. Wir vermuten, dass wie viele andere hier aus Senegal stammt und wie viele andere hier mit schlechtem Wohnraum vorliebnimmt, weil das das einzige ist, das halbwegs bezahlbar erscheint. Er geht die Straße hoch und passiert den Platz mit seinen orangefarbenen Sitzbänken und dem geschäftig seinen täglichen Öffnungszeiten entgegengehenden *Café Senegales*. Oberhalb der Kreuzung biegt er links ab, und wir tun es ihm nach.

Diese Straße muss einmal, vor der Bebauung der umliegenden Quartiere mit den großen Hotels, die nun alte Wege versperren, eine geschäftige Gegend gewesen sein, mit Bars und Cafés, Frisierstuben und Schneiderwerkstätten, Haushaltswarenhändler und Schuhgeschäft. Nun gibt es nur noch einen marokkanischen Lebensmittelmarkt etwas weiter unten, der regelmäßig geöffnet hat. Alles andere ist geschlossen oder öffnet bestenfalls nach telefonischer Absprache. Eine mittlerweile namenlose Bar ist offenbar seit Jahren abgesperrt. Zwischen dem schmutzigen Fensterglas und dem Rollgitter liegt Verpackungsmüll, der Waren umhüllt hat, die es schon lange nicht mehr gibt: Limonaden, Süßriegel, Eis am Stiel vergangener Zeiten. Im Fenster steht noch ein Kärtchen mit der Aufschrift „Cerrado“. Als ob man das nicht sähe.

Ein paar Schritte weiter ein Geschäft, das offenbar Bestände aus Haushaltsauflösungen verkauft. Die leicht verdreckten Schaufenster

geben kaum den Blick auf das vollgestopfte Innere des Ladenraums preis, so dunkel ist es. Man kann ein paar unmodische Nachttischen erkennen, die auch dann noch verkäuflich sind, wenn das dazugehörige, jahrzehntelang benutzte, durchgelegene Bett nur noch Schrott ist. Wir sehen außerdem ein ausgestopftes Gürteltier und einen in einen Bleistifthalter umfunktionierten Kuhfuß. Vor allem aber Geräte; uralte aussehende elektrische Cocktailquirle, Rührmaschinen, Toaster, Kaffeeautomaten, Grillgeräte. Neben den bescheidenen Resten an Einrichtung aufgegebener Wohnungen nehmen sich diese Hinterlassenschaften zugrunde gegangener Bars und Restaurants regelrecht dramatisch aus. Diese stillen Zeugen geplatzter Hoffnungen und Träume lassen uns an die vielen Geschichten denken, die wir schon gehört haben: ein vielgestaltiges und internationales Gescheiterte allenthalben, das kaum sichtbar ist, wohl aber hörbar, als Bericht und Erzählung des Hierbleibenmüssens.

Neben dem Trödelgeschäft liegt ein Laden, der noch ein wenig trauriger ist, wenn das überhaupt geht. Ein rot gestrichenes, reichlich verrostetes Gitter ist halb zugezogen vor der Ladenfront, deren Fenster blind und schmutzig auf die Straße blicken, als ob von dort nichts mehr zu erwarten wäre, so wie man überhaupt und generell nichts erwarten sollte von diesem Leben. Dicht an die Scheibe gedrängt erkennt man gleich neben der Eingangstür eine Reihe kleiner Djembés, brauner Holzkorpus, nationalfarbene Plastikbanderole. Gleich dahinter im Laden lässt sich ein großes freistehendes Regal erkennen, das fast die gesamte Fläche des Verkaufsraums einnimmt. In den Fächern sind große Mengen Sonnenbrillen verstaut, geordnet nach Design und Fabrikat; Plastikgestelle in diversen Far-

ben, Holzbügel, usw., seitlich bedruckt mit *Rey Beri, Koa Bem, Roy Ban, Royo Bom, Jolie Rose, Koho Bom* und *Pkada*. Alles in kleinen Kartons, auf denen die erdachten Markenamen prangen wie der stolze Ausweis wirklich guter Qualität. Dahinter eine kleine Ladentheke, um die herum Ständer mit bunten Plastikperücken, Blumengirlanden in schwarzrotgold, jamaikafarbenen Kettchen und anderem Balamanebedarf angeordnet sind. Regale an den Wänden bergen geflochtene Fächer, Armbänder, Uhren und einige weitere nicht erkennbare Waren, während vorne neben der Tür Fünfliterflaschen stehen, Wasser für die heißen Tage, an denen all das, was nun noch im Laden ruht, am Strand und in der Schinkenstraße verkauft werden muss. Wir würden gern fragen, was die Waren hier kosten, wer sie abholt, in welchen Mengen (gibt es die Brillen nur in großen Mengen, werden sie unter einer Gruppe von Händlern aufgeteilt?), aber die Tür ist fest verschlossen und es gibt auch keine Notiz im Fenster, wo der Besitzer des Ladens anzurufen oder aufzufinden wäre. Das ganze Arrangement umgibt so ein Hauch von Geheimnis, als sei man durch einen ungeheuren Zufall hinter etwas ganz Verborgenes gekommen, als verberge sich hinter dieser Tür eine Wunderkammer, ein Schatzkabinett, in dem die Weisheit dieser Welt geschaut werden kann. Aber nicht von uns. Der Gegensatz zwischen den Orten, an denen Sonnenbrillen gehandelt werden – diesem Ort und dem Strand – könnte nicht größer sein. Dort noch immer kräftige Sonne und zunehmende Partymusik, hier muffiger Schatten und das Getöse des vorbeifahrenden Linienbusses, dann wieder Stille. Das Geschäft bleibt verschlossen, nichts rührt sich, auch am nächsten und übernächsten Tag nicht.

Wir gehen ein paar Schritte weiter, wo die Straße sich über den breiten Kanal spannt, der weiter unten ins Meer mündet. Am Strand erkennt man kleine Gruppen von Touristen und die mit ihren Brillensortimenten bepackten Strandverkäufer. So unterschiedlich ihre Wege an diesen Ort gewesen sein mögen, so uniform ist ihre Inszenierung an der Strandpromenade. Bezeichnet als *Helmut*, ein, zwei Saisons lang als Kult im Balamanelied und auch sonst beim Brillenkauf gefeiert, scheinen die Männer jede Individualität zugunsten einer theatralischen Darbietung von Kirmes und Karneval hinter sich zurückzulassen. Hier wird gefeiert, und dafür braucht es eine Bühne. Die Rollen sind verteilt: Partytouristen, die sich transgressiv inszenieren, und die Statisten, die diese Inszenierung begleiten – Table Dancers, Helmut-Akteure, Partymusiker. Der trostlose Helmutausstatter lässt etwas vom Leben jenseits der Inszenierung erahnen. Das Plastik der Brillengestelle leuchtet matt in den staubigen Kartons, die zwar Zeugnis vom Einfallsreichtum längst akzeptierter Produktpiraterie ablegen, aber sonst wenig Spaßigkeit vermitteln. Dieser Karneval hat seine traurigen Hinterzimmer. *Yolo*.

Im trockenen Bett des Kanals liegt ein großer Plüschbär, der hier vor sich hinzurollen scheint, bis ihn ein Gewitterstrom ins Meer spült. Im Altbau gegenüber schließt eine alte Frau das Fenster. In der Ruine gleich neben der Brücke kann man durch ein Loch im Bauzaun sonderbare Dinge erkennen: ein Arrangement aus weiteren großen Kuscheltieren, in einer geschützten Ecke auf Fleecedecken gebettet und liebevoll zugedeckt. Wie in einem Kinderfilm liegen sie da, als hätten sie ein eigenes Leben, als bedürften sie der

Fürsorge und des Schutzes dieses alten verfallenden Hauses. Unweit des Kuscheltierdepots befinden sich eine Schale mit Wasser und ein Pappteller mit Reis und Knabberfutter. Wann erwachen diese Kreaturen? Wann haben sie begonnen, zu essen und trinken? Wer hat das gemerkt und füllt ihre Näpfe?

Neugierig spähen wir durch andere Ritzen und Löcher. Da liegt eine Kuh (schwarzbunt), blättert gelbe Farbe von der Wand, hängen noch die alten Kabel der wohl ursprünglich hier installierten Beleuchtung von der Decke. *Sam's* verrät die riesige Aufschrift am Gebäude. Kinder spielen mit Spritzpistolen.

Später, am Nachmittag, ein kurzer Abstecher in Palma. Andere Ruinen. Am Fuße der schönen Treppen und terrassierten Gärten liegt La Rambla, eine Promenade, um die herum sich Läden befinden, deren Schauwindower blank geputzt und üppig ausstaffiert das überall in der Welt auffindbare Angebot der Luxusmarken präsentieren. Auch hier wird gelabelt, aber diesmal ist es teurer: Man zahlt hier für die Marke, nicht für ihre Parodie. Passagiere der im nahen Hafen ankernden Kreuzfahrtschiffe flanieren herum, schlank und schick, achtlos die senegalesischen Postkartenverkäufer passierend. Hier gibt es noch nicht einmal ein Helmutkonzept, hier geht es nur noch um die ganz und gar selbstbezogene Inszenierung der eigenen Exklusivität, wozu hat man denn auch studiert, gearbeitet, hart gearbeitet, das sollen die halt auch. Ein kleines Mädchen trägt ein Sommerkleid im Wert einer Monatsmiete. Man muss mithalten können auf solchen Schiffen, auf der Fahrt über das Mittelmeer, die Ufer gewisser Inseln sorgfältig meidend.

Platz der Königin Christine

Dieser Ort ist ein Ort des Frühlings, des beginnenden Sommers, der Zeit also kurz davor und damit des BEINAHE-DOCH-NICHT-GANZ. Seine Farben machen diesen Ort dann, wenn alles schon losgegangen ist und pulsiert und sich bewegt, eher blass und trist. Dieser Platz benötigt den klaren Himmel mit den kleinen Wolken, die ein noch kühler Wind zum Meer hintreibt, um leuchten zu können. Im sonnigen Licht grenzt sich das kräftige Rot der um einen alten Brunnen aus Gussbeton gepflanzten Rosenbüsche vom Gelb der zwischen ihnen sprießenden Kreuzblütler ab, die den metallenen Boden gern bewachsen. Das dunkle Grün des umgebenden Stahlrohrgeländers geht mit demjenigen der frischen Kräuter und Geranke am Fuße des Brunnens eine Verbindung ein, die in einigen Tagen von der kräftiger werdenden Hitze unterbrochen und bis zum nächsten Frühling aufgelöst wird. Noch aber sind die den länglichen Platz umgebenden Bänke einladend, bieten einen schönen Blick auf violett erblühende Grüngestaltung, Rosenarrangement und wuchernde Unkräuter. Die Bänke selbst sind die eigentliche Attraktion des Ortes: reihum in das den Platz umgebende Mäuerchen eingelassen und mit kleinen orangenen Mosaiksteinchen belegt, die über die Jahre matt zu schimmern begonnen haben. Gelb, kräftiges Orange, hellgraue Fugen, aschfarbene Reste des vom letzten Regen noch nicht vollständig fortgespülten Staubs. Die Bänke sind in Halbrunden, Bögen und Biegungen arrangiert, auf denen Mütter und Nachbarinnen, gelegentlich Männergrüppchen oder Einzelne, die Zeitung lesen oder die Augen schließen, je

nachdem, eine Weile zubringen können. Diese Bänke, umgeben vom noch kräftigen Laub, lassen an die im angrenzenden Fleischerladen angebotenen Orangen denken, die jetzt groß, dickschalig und duftend in ihren blauen Plastikkisten liegen. Daneben Wassermelonen von moosiggrüner Schale und einzeln aufgeschnitten kräftig leuchtend, wie der Hibiskus im Café nebenan.

Orangen, halbschattige Bänke, verhängte Balkone: das alles sind Dinge des Frühlings und des Davor. Sie hören später auf, an diesem Ort zu sein, wenn das Geschehen sich mit einer solchen Wucht nach weiter unten, an den Strand verlagert haben wird, dass man dieses Hier ganz vergessen haben wird, gebannt sein wird von anderem Zauber. Bis dahin birgt dieser Ort aber nichts als eine Ahnung davon, weist darauf hin, dass etwas kommt, ist utopisch in seiner ganzen Unwahrscheinlichkeit und Zeitlichkeit.

Nichts davon kann zufällig sein, denn dies alles wiederholt sich beständig, in dem, was den Platz umgibt, ihn mit Klang erfüllt, beschattet, besonnt, belebt. Alles hier fügt sich unentwegt und in ständig anderen Konstellationen ineinander und kündigt vom Utopischen, vom Kurzdavorsein. Fast ist es soweit, noch ein Jahr, ein paar Tage noch, gleich. Dieser Ort ist ein wenig zu groß, um weniger zu sein, und ein wenig zu klein, um mehr zu sein. Er verharrt im Zukünftigen, erfüllt sich nie, wie seine Bewohner. Wer hier lebt, mag nur für eine Weile herkommen gewollt haben und mag geblieben sein, ist möglicherweise zum Bleiben gezwungen (niemals verdammt), weil ein Pass fehlt, eine Erlaubnis, ein wenig Geld. Aber schon nächsten Monat wird sich das ändern, dieses Versprechen wird gegeben, und bevor die Touristen eintreffen und den Strand und

die Promenaden unpassierbar machen, da wird man schon fort sein, auf dem Weg zu etwas Besserem und in Besitz einer Garantie für ein gutes Leben. Bis dahin bleiben schattige Bänke aus gut gereiften Orangen, das Ballspiel der Kinder und der Duft frisch gewischter Terrazzoböden.

Beginnen wir mit einem Rundgang jenseits der Bänke. Ganz an der einen Ecke des Platzes befindet sich ein zweistöckiges Haus, das wohl schon älter ist, aber vor ein paar Jahren renoviert worden sein muss. Es ist mit hellgrauem Marmor verkleidet und fällt durch ein gleißend weiß eloxiertes Gitterchen zwischen seinen den Balkon tragenden Säulen auf. Dahinter eine schattige Veranda, der durch die Vollverglasung der angrenzenden Hauswand ihre Behaglichkeit genommen wurde. Oben eine Wohnung, unten ein Laden oder ein Büro, man kann es nicht erkennen. Daneben zwei kleine Häuschen, heller Sandstein, winzige Veranden, aber voller Grün: Feigenbäumchen, Geranien, Akanthus, eine Zimmerpalme, Fetthennen. Alte Häuser. Das daneben auch. Weißgekalkte Säulen, weiße Vorhänge, die die Veranda verträumt und abgeschirmt erscheinen lassen. Ein Vater mit seinem noch kleinen Sohn läuft vorbei: vor den im sanften Wind gebauschten Vorhängen sein vom raschen Schritt wehender Burnus, hellblauer Batist auf weißer gestärkter Baumwolle. Sie eilen zur Moschee, es ist Ramadan und das Nachmittagsgebet fängt bald an. Andere Kinder spielen Fußball.

Neben dem Haus mit den Vorhängen ein etwas größeres Gebäude, ebenfalls zweistöckig, aber etwas höher. Ocker und Zinnober. Eine Tür steht offen, man sieht die steile Treppe in die Wohnung oben. Eine etwas tiefer liegende Einfahrt lässt einen sonnen-

beschienenen Hinterhof erkennen, auch er umgeben von alten säulengetragenen Wohnhäusern. Eine Frau mit rotgefärbtem Haar, das in stumpfen Locken ihr von Arbeit und Alter gekerbtes Gesicht umgibt, ruft mit heiserer Stimme ein kleines Mädchen.

Die Treppe herauf.

Daneben eine Garage mit sonnenheißem Aluminiumtor. Daneben ein Metzgereigeschäft in einem weiteren alten Haus, dieses Mal mit breiter Treppe und an die Säulen geschraubten Tafeln, die vom Angebot künden. *Todo halal*. Vorne rechts leere Gemüsekisten aus buntem Plastik. Links neben der Treppe ein paar Stufen, die in eine kleine Kellerwohnung zu führen scheinen. Holztür, braun lackiert, Glaseinsatz, dahinter saubere Vorhänge mit einem Blumendekor. Zwischen den beiden Säulen oberhalb der Freitreppe in der Mitte ist ein großes buntes, sehr neu aussehendes Schild angebracht, das in verschiedenen Schrifttypen ankündigt *Carniceria Fruiteria Riff II HALAL*. Ein Bild einer Auswahl appetitlicher Lebensmittel in der rechten Ecke. Ein Lautsprecher im Laden lässt Koranrezitationen vernehmen. Bevor man in den Laden eintritt, befindet sich rechts eine Auslage mit schön zu Stapeln arrangiertem Obst – Orangen, Melonen, Zitronen – und Salaten und Tomaten. Tagespreise auf einer Tafel, rosa Kreide. Innen ein Regal mit Gewürzen, die meisten marokkanische Fabrikate und nahezu ausschließlich für arabisch-maurische Gerichte geeignet. Darüber ein knappes Dutzend verschiedene Marken losen grünen Tees, zumeist Gunpowder, der zur Zubereitung von Minztee benötigt wird. Goldverzierte Teeservice, ein großer Wasserkessel aus blankpoliertem Aluminium, ein paar elektrische Kocher und derartige Utensilien mehr kom-

plettieren die Auswahl. Es gibt Staubzucker von Hand abgefüllt, der in den Plastikbeuteln lagernd großen Mengen Kokains gleicht, aber eben doch nur süß ist, daneben Dattelmasse, Datteln, Tamarinde, Affenbrot. Die Kolonialwaren, die unsere Großmütter zur Weihnachtsbäckerei gekauft haben mögen, liegen hier bereit, um das Wohlbefinden derer, deren Großmütter in jenen Kolonien zu leben hatten, zu garantieren. Dazu gehören auch die an der hinteren Theke angebotenen Fleischwaren, neben denen auch zwei rosige Schweinefüße auf Kundschaft warten. Hammelkeule und Schweinebein einträchtig hinter blankgeputztem Glas. Safran und Brühwürfel gleich neben der Kasse, an der Wand marokkanische Pantoffeln, pakistanische Gebetsteppiche, chinesische Wärmendecken. Der in großer Auswahl angebotene Mateteetee kündigt von einer den Laden ebenso zuverlässig aufsuchenden südamerikanischen Kundschaft, wie die *Café Touba*-Päckchen von dort einkaufenden Senegalesen berichten.

Der Besitzer steht freundlich wartend hinter seiner Theke. Er bedient seine Kundinnen und Kunden zuvorkommend, gerne beratend, anerkennend Einkäufe in Plastiktüten verteilend und sorgfältig Qualität und Zustand der Ware kontrollierend. Wer hier einkaufen kommt, wird freundlich in Spanisch, Wolof, Arabisch oder Deutsch begrüßt. Wer grußlos kommt, wird dennoch betreut und bedient.

Schöner Duft, Schokoladenriegel, weiter.

Draußen Geruch nach Hundekot und altem Essen, auf einmal sehr deutlich wahrnehmbar. Eine Mülltonne steht offen, da mag es herkommen. Ein Hof gleich neben dem Metzger: wer weiß, was hinter der Mauer liegt und stinkt. So etwas liegt lange brach, hier überall in der Gegend gibt es solche Ecken, um

die sich jahrelang niemand mehr gekümmert haben mag.

An der Kreuzung hat das *Café Senegales* seine Veranda aus naheliegenden Gründen mit grüngerandeten Plastikplanen umhüllt. Die Gäste sitzen wie hinter einer Nebelwand an ihren Bistrotischen und blicken hinaus auf eine unscharfe Welt.

Setzen wir uns einen Moment. Denn unter allen Stätten des kommerzialisierten Verweilens ist das *Café Senegales* die gastfreundlichste. Nie haben wir einen Ort angetroffen, der liebevoller und großzügiger denjenigen aufnahm, der staubig und mit wunden Füßen an seine Pforten klopfte. Der müde Pilger, der durstige Wanderer, der hungrige Verlorene: hier dürfen sie sich stärken und ausruhen, zu ihrem eigenen besten und zum Gefallen ihrer Wirte.

Doch davon wissen nur Eingeweihte. Wer würde hierherkommen, um in das *Café Senegales* zu gehen, nur dies, nichts anderes. Nicht an den längst entjungferten Strand, nicht in die großartigen Diskotheken und Bierschwemmen, sondern hierhin: ein halbes Dutzend Stufen hoch, an der Ecke des Platzes der Königin Christine und einer kleinen Gasse, deren Namen niemand weiß. Da steht man vor einer halb geöffneten Tür, durch die man nicht treten muss. Denn außen laufen lichte Arkaden um das geduckte Gebäude, mit hübschen Platten ausgelegt und einladend möbliert. Runde Tischchen und zierliche Stühle lassen manchen erleichtert niedersinken, dessen schweißfeuchte Stirn vom die Bögen durchstreifenden Windhauch hier gekühlt wird. Schnell ist jeder erforderliche Komfort bereitgestellt: schmerzen die Glieder? Hier, ein kleines Kissen hinter den Rücken gesteckt, das hilft! Eine kleine Zigarette? Bitte sehr, schon steht ein hü-

scher rauchfarbener Aschenbecher aus feinem Muranoglas auf dem Tischchen. Eine Karaffe mit kühlem Wasser, vielleicht ein Kaffee, eine Limonade, hausgemacht? Gerne. Das erfrischt und belebt.

Zwei zierliche Türen führen hinein. Wer eingetreten ist, kann sich vor dem Fernsehgerät in der hinteren Ecke niederlassen und ein wenig schauen, was es wohl aus der Heimat gibt. Einige Kanäle sind verfügbar, direkt aus Dakar und immer mit abwechslungsreichem Programm. Ein wenig Musik, ein politisches Gespräch zwischen einer eloquenten Befragerin und einem würdigen Herrn, Nachrichten von höchster Aktualität und dann wieder Musik, diesmal ein ganzes Konzert sogar.

Bitte nicht fotografieren.

Wer Abwechslung liebt, schaltet hin und wieder einen spanischen Sender ein, warum auch nicht. Eine feine Auswahl erlesener Speisen wird auf einer über allem anderen in luftiger Höhe platzierten Tafel angeboten. Da liest man in Wolof und in Spanisch von Hühnchen in säuerlicher Sauce, sämiger Erdnußcrème, die Rindfleisch und Gemüse umspielt, Fisch mit üppig roter Paprika, elegante Kreationen aus Baguette und reichlich Belag, ein wenig Salat, eine warme Suppe. Aus der angrenzenden Küche, die hinter einem im Luftzug sanft klappernden Perlenvorhang halb verborgen ist, duftet es nach Zwiebeln, die im heißen Öl braten. Gleich noch ein paar frische Tomaten dazu, einige gemahlene Gewürze – die Köchin verrät nicht, welche – und ein paar Löffel Brühe. Später frischer Fisch und allerhand mehr.

Gleich neben der Küche befindet sich eine Theke, auf der Gebäck und einige Kleinigkeiten bereitgehalten werden. Eine Espressomaschine zischt, Milch schäumt, Tässchen und Löffel klappern. Gut gekühlter Bissap wird in ein Glas

gegossen. Der Wirt blickt kurz nach oben, nickt freundlich: unsere Wünsche. Vielleicht ein Glas hiervon, eine Tasse davon, das Tagesgericht. Gern. Setzt euch wo ihr wollt. Drinnen draußen, es ist Platz. Nur wenige Gäste, diesen Ort muss man wissen, der wird nicht von vielen gekannt und nicht leicht gefunden. An der Wand ein paar Masken, mallorquinisches Afrika aus dem chinesischen Souvenirgroßhandel weiter oben an der Straße, im halb aufgegebenen Einkaufszentrum. Ein Wimpel einer spanischen Fußballmannschaft in Rot und Blau. Seit Jahren ruht ein kleiner Gebetsteppich ordentlich gefaltet auf einem Karton, dessen Aufschrift vom Erwerb eines Kühlgerätes kündigt. Ob der Teppich immer wieder hier platziert wird, oder ob er einmal auf seinem Platz vergessen wurde? Ein Paravent, dahinter Eimer, Feudel, Toiletten. Wir setzen uns an einen halbschattigen Platz auf der Veranda und blicken auf die Straße und in den Laden, je nachdem, wo es gerade interessanter ist.

BALAMANE 04

Glücklich? Geht auch vorbei.

Im Flugzeug haben wir gelesen. Da ging es in einem Buch über das Kolonisierende in der Sprache: Einen Ort erobern und besiedeln und sich dabei Güter und Menschenleben und fremden Wohlstand einzuverleiben, aber nicht die quasi miteroberte Sprache. Die nicht, die auf keinen Fall. Die Sprachen Afrikas (denn darum ging es in dem Buch) seien zum Verstummen gezwungen worden und so gut es ging unsichtbar gemacht gewesen. Das habe man durch einfache Maßnahmen erreicht, etwa durch die sprachliche Ausgestaltung des gesamten kolonialen Verwaltungsapparates mit der

mitgebrachten Sprache, also Portugiesisch, Englisch, Französisch oder eben Deutsch. Schulunterricht, Verhandlungen, Regierung: alles in der Kolonialsprache. Religion nicht, da gibt es Bibelübersetzungen in alle möglichen Sprachen; da sollen Seelen, nicht Körper erreicht werden, das geht dann tiefer. Aber sonst: So ist das.

Die Konsequenz dieser Inbesitznahme anderer Häupter und Minderer sei, so berichtet der Band weiter, eine grundlegende Abwertung anderen Denkens und Sprechens als desjenigen der Europäer gewesen, und daraus resultierend ein tiefes Unbehagen der Inbesitzgenommenen ihren eigenen Sprachen und Weltanschauungen gegenüber. Die Ideologien der schlimmen Jahrhunderte vor unserem schlimmsten Jahrhundert wurden aufgerufen in diesem Text – die Nichtung des luftigen Sprechens zugunsten der schriftlichen Befestigung von Sprache, der Rassismus, der Evolutionismus von Lexikon, Grammatik und Kultur, der Nationalismus und der Ethnizismus, und die Abwertung jedweden Redens und Denkens, welches nicht staatlich verwaltet werden kann.

Das alles macht natürlich Sinn, da oben im Flieger in der Luft, in luftiger Höhe, wo man sich auch nicht schnell im Regal ein anderes Buch holen kann, weil es gar kein Regal gibt, sondern nur die Kotztüte mit humorvollem Aufdruck und das Bordmagazin mit dem Bericht über das Hinterland Mallorcas. Also zu Ende gelesen und ein wenig diskutiert, bis die Landung dann doch ziemlich schnell erfolgte. Selbstverständlich kennt man das, aus eigener Anschauung (immer Anschauung, nie Erfahrung – das sind ja die Probleme der Anderen, nicht unsere, die da leiden müssen an ihrer imaginierten Ungenügendheit), aber dann wieder ist es auch ein wenig unbefriedigend. Als ob sich die Genichteten

und Geknechteten nicht bewusst gewesen wären über das, was ihnen da geschehen sollte, als ob sie nicht längst selbst gemerkt hätten, wie ihnen da mitgespielt worden ist.

Der Strom der zu ihren Ferienorten strömenden Gelandeten trägt uns sanft hinaus. Es ist noch früh am Tag, genug Zeit noch für einen ersten ausgiebigen Rundgang in dem Bezirk, der für die nächste Zeit unsere Arbeitsstätte sein wird. Wir sind im 17. Bundesland, Konsumhochburg deutscher Party- und Strandurlauber. Dieses Hilarionym hat eine eher ernsthafte Konnotation, denn hier ist tatsächlich alles irgendwie gebundeslandet und eingemeindet, nicht nur der Strand und das Hinterland, sondern ganze Illusionen und Utopien gleich dazu. Unser Spaziergang lässt uns erahnen, worum es hier vielleicht auch geht. In den kleinen Läden und Schnellrestaurants hinter der Partymeile treffen sich diejenigen, die hier mehr oder weniger permanent leben, Mallorquiner und Andalusier, Senegalesen, Argentinier, Chinesen und Marokkaner. Ihre Präsenzen sind unübersehbar, wenn man sich ein wenig ansieht, was da gekauft, getrunken und gegessen wird – Dinge, die dem deutschen Leben und seinen Bedarfen nicht allzu sehr zu entsprechen scheinen. Es ist dann auch alles ganz bescheiden, kleine Betriebe und kleine Umsätze, alles nichts Besonderes. Das, was wirklich ins Auge fällt, sind die Gegenwarten des vermeintlich Eigenen, des deutschen Urlaubs von Deutschland, im Bundesland, im mediterranen Département, in Malle. *Nur einmal im Jahr*, schreit es vom massenhaft im Laden hängenden T-Shirt, *mamma lauda*, es kann gar nicht laut genug sein. Wo man hinschaut deutsche Mottosprücheklopferei, deutsche Küche, deutsche Genüsse, deutsche Freizeit. Diejenigen, deren Freizeit woanders verbracht werden dürfte, die hier nur

arbeiten, sind in dieser plakatierten Sprache nicht repräsentiert.

Es scheint uns, nach der Lektüre im Flieger, als sei hier die gleiche Beziehung zwischen Kolonie und Sprache wirksam wie auf der südlichen Seite des Mittelmeers. Und wird der moderne Massentourismus nicht auch immer wieder als eine besonders charakteristische Form des Neokolonialismus beschrieben? Ist es denn nicht auch so, als seien diese vielen schönen Buchten und Strände vom Massentourismus in Retortenkolonien verwandelt worden, die alles, was vorher war, unter sich begraben haben? Ressourcen wie Wasser, Ackerland, das Meer und seine Fischbestände werden ebenso ausgebeutet wie das kulturelle Erbe und die alten Ortskerne, so scheint es uns. Kolonisiert und konsumiert, eine einfache Gleichung. Und, das wäre eine Entsprechung zum gelesenen Buch, die koloniale Sprache tief in den gepeinigten Raum eingeschrieben. *Man spricht Deutsch, jede Kügel 1 Euro, Döner macht schöner, wir drucken Ihren Namen auf's Trikot.*

Aber was genau steht denn da, auf dem bedruckten Hemd? Da irritiert uns etwas, schon die ganze Zeit. Diese Kolonialisten scheinen ihr Bundesland nicht allzu souverän zu regieren, eher sogar an ihm kaputt zu gehen. Das ist hier der Süden, der die sonnenhungrigen Reisenden aus dem Norden ins Verderben zieht, sie kaputt macht, dekadent. *Tod in Venedig* endet mit dem Choleratod des in Wirklichkeit an seinen verbotenen Leidenschaften krankenden Aschenbach, der in der Hitze des südländischen Strands eben auch nur zugrunde gehen kann, unrettbar zurückbleiben muss. Auf den neongrell in der Meeresbrise flatternden Hemdchen mit extratiefem Armausschnitt findet sich dann auch im wesentlichen selbstreferentielle Zerstörungs-

lyrik: wer das trägt, hat sowieso jede Selbstachtung verloren und suhlt sich nunmehr in der eigenen Peinlichkeit.

Meine Frau hat den schönsten Arsch der Welt: mich!

Keep calm und leck die Pussy

Sorry Jungs, bin nur zum Saufen da

Wir sind alle Kinder von Malle

No ficki ficki

Look my Arsch

Auf dem Gehweg davor schaukeln sternhagelvolle Abiturientinnen und sturzbetrunkene Junggesellenabschiedler vorbei, Megaphone bemüht, um Balamanelieder zu Gehör zu bringen. *Mamma lauda, Hula Palu, DÄPP DÄPP DÄPP*. Die ersten Plastikeimer werden in die Grünanlagen gekickt, am Strand und auf der kleinen Mauer, die ihn begrenzt, Dosenmüll, Flaschenmüll, Dreck.

Und so wurden die hier Feiernden auch beschrieben, letztes Jahr schon, dieses wieder: als menschlicher Abschaum und Dreck. Die Urlauber, die hierherkommen, um von billigen Pauschalarrangements zu profitieren, sind keine erwünschte Klientel mehr, denn die Insel soll ein neues touristisches Kleid erhalten, das Golfspieler und Biotouristen anspricht. Der laute, vermeintlich pöbelhafte Feiertourismus passt nicht dazu; er könnte zahlungskräftige Gäste abschrecken und wird dementsprechend entmutigt. Der Effekt dieser Maßnahmen sind empfindliche Strafen für öffentliches Eimersaufen und Kopulieren, unfreundliche Presse in der Heimat, der öffentliche Pranger im Fernsehen und Internet. Es wird skandalisiert, was zuvor erwünscht schien: der hemmungslose Konsum, bis zur Selbstvernichtung, Feiern bis zum Umfallen, bei Alkoholflutrate und kostenlosem Fummeln mit der Tänzerin auf der

Bühne der Großdiskothek. Diese Kolonie ist doppelt. Da findet sich nicht nur die Retortenstadt anstelle des alten Fischerdorfs, deren Tod schon in ihr Fundament gegossen ist, sondern auch die in eine totalitäre Konsumbereitschaft sozialisierten Körper der diese Retorte temporär besiedelnden Kolonisten. Sie sind, so scheint uns ihre Repräsentation in den Medien des Mutterlandes zu suggerieren, Proletariat, Menschen, deren Körper sonst in den Hochhaussiedlungen urbaner Peripherien vor Fernsehern ruhiggestellt sind, in denen die Realityshows der Privaten ihre Dauerschleifen laufen.

Emblematische Orte, von der Konsumindustrie stetig überschrieben, denn neue Geschichten müssen her, bessere. Die Urlauber scheinen das aber zu wissen. *Glücklich? Geht auch vorbei*, steht auf dem Beutel einer jungen Frau, die mit einer Dose Wodka-Lime in der Hand mühsam die Straße am Platz der Königin Christine vorbeiläuft, auf dem Weg in ihr vielstöckiges Hotel.

BALAMANE 05

Hotelbewe/irtungen und Pickups

Der Taxifahrer scheint nicht recht zu wissen, wo sich das Hotel „Paradise Music“ befindet, als wir vom Flughafen von Palma in sein Auto steigen.

„In der Straße wechseln die jedes halbe Jahr, Namen, Hotels, Restaurants.“

Wir fragen, wie lange er, der trotz unserer Ansprache auf Spanisch auf Englisch antwortet und sich als Jorge vorstellt, schon in Palma de Mallorca lebt. Vor beinahe fünfundvierzig Jahren sei er vor allem der schwedischen Tou-

ristinnen wegen von Granada auf die Baleareninsel gezogen, wie er ernsthaft berichtet.

„Unter Franco, wenn man jemanden kennen gelernt hatte, musste man heiraten, lange auf Sex warten, es gab kein Wochenende mit zwei, drei Schwedinnen zugleich.“ Mallorca blickte bereits auf eine lange Party-Historie seit den 1950ern zurück; das hörte man allenthalben, in Spanien und Deutschland zugleich, wo sich in einer Familie bisweilen unterschiedliche Generationen von Mallorca-Urlaubern austauschen können.

Der belebte steile Hang, sich vom Hafen von Arenal Richtung Autobahn schlängelnd, macht auf den ersten Blick keinen guten Eindruck auf uns: Tattoo-Shops, billige Bars, zwei Minisupermärkte und zehn augenscheinlich Betrunkene, die vor dem Hotel stehen und San Miguel aus Halbliterdosen trinken, laut lachend. Junge Deutsche, vielleicht Abiturienten, wie wir merken, als wir aus dem Taxi aussteigen, inmitten von Straßenzügen, die vor allem für ihre All-Inclusive Hotels und die billige Mallorca-Variante bekannt sind.

Das Einchecken verläuft problemlos, aber die Zeit sei knapp, so bemerkt der Rezeptionist, bis das Büffet im Keller schließe, da Abendessen nur bis 21:30 serviert werde. Es sei mexikanischer Themenabend, wir sollen uns beeilen, bloß schnell das All-inclusive Armband am Handgelenk festzurren, schnell in der unteren Etage einen Teller füllen und an der Rezeption essen, während er uns in die Zimmer einchecke. Im selben Moment öffnet sich die Eingangstüre, woraufhin einige stark schwankende junge Männer einer rundlichen älteren Dame begegnen, die im Begriff ist aus dem Hotel zu eilen, wie wir von der Rezeption aus sehen. Der Letzte, ein Junge mit Döner in der Hand, seinen Kollegen folgend, ruft der

Frau mit vollem Mund ein „*potato!* [potetoo]“ entgegen. Die Dame, leicht verwundert, fragt im Hinausgehen mit undefinierbarem Akzent „*Potato?* [potatəu]“ zurück, schüttelt den Kopf, und ist weg. Der Döneressende versucht den anderen an der Rezeption vorbei mit ungelungenen Schritten zu folgen, ähnlich einem Kleinkind im Prozess des Laufens, und beschwert sich auf Deutsch, dass sie augenscheinlich nicht auf ihn zu warten gedenken. Der Rezeptionist schaut derweil nicht auf, während er uns die Kreditkarten zuschiebt, auf die Kellertreppeweisend. Neben uns entwickelt sich noch kurz Lärm, als zwei ältere Herren darauf drängen dem Rezeptionisten einen nächtlichen Vorfall zu schildern. Sie weisen mit dem Finger auf zwei der jungen Kerle, die vor der Hoteltür stehen und trinken. Als wir schon die Treppe hinuntereilen, vernehmen wir noch Wortfetzen: „Die waren das ganz bestimmt, ungeheuerlich. Um vier Uhr nachts, jetzt wollen sie davon nicht wissen...“.

Nachdem wir den breitschultrigen schwarzen Bediensteten im Restaurantbereich begrüßt haben, wobei das Restaurant äußerst spärlich dekoriert ist und eher einem großen Imbiss oder einer Betriebskantine gleicht, schreiten wir zur übersichtlichen Auswahl. Außer uns schöpfen drei junge deutsche Touristinnen vom Büffet, auch mit All-Inclusive Armband, bedruckt mit einer geschwungenen Aufschrift „*dhotels*“, ebenfalls unter Zeitdruck.

„Gleich ist hier vorbei, wir räumen ab“, bemerkt sodann auch eine der spanischen Kolleginnen des Afrikaners. Wir schafften es uns eine gehörige Portion Chili con carne, ein Stück von undefinierbarem Geschnetzeltem und einige Jalapeños auf die Teller zu schaufeln, die wir sodann jedoch vor Ort, im Keller, nicht an der Rezeption essen. Die drei deutschen

Teenager, die wir auf 18 oder 19 schätzen, unterhalten sich über den vorherigen Abend, und über erlebte und überlebte Trinkabenteuer.

Nachdem wir die bescheidenen Zimmer bezogen haben, beginne ich nach Evidenz für die schlechten Reviews zu suchen, die entsprechende Webseiten uns zu Genüge angezeigt haben, als wir vom Frankfurter Flughafen aus kurzentschlossen unsere Zimmer gebucht haben. Wenige Sterne, und meist mit Warnungen versehene Kurzbewertungen, auf verschiedenen Reiseportalen. Das Internet funktioniert tadellos, bis auf den Umstand, dass mir mehrere Internetseiten nicht angezeigt werden, mit einer Warnung vor augenscheinlich unzüchtigem Inhalt. Die Ausschreibung als „*Adults-Only*“-Hotel scheint jedoch nicht dazu zu passen. Die Einrichtung des Zimmers ist eher karg gehalten: Alte Holzvertäfelungen, ein etwas muffiger Geruch, ein Bild von Mallorca aus guten alten Zeiten über dem Bett, ein malerisches Fischerdorf. Das Badezimmer kaum größer als unbedingt notwendig, mit ausgebesserten Rohren, Fußleisten und zwei fehlenden Fliesen. Zunächst stöbere ich, unter dem lauten Diskutieren im Nebenzimmer, von dem alkoholdurchdrungene Stimmen durch die Wand zu mir hindurchschallten, lediglich nach schlechten Bewertungen. Das Hotel „*Paradies Musik*“ war, wie ähnliche All Inclusive-Hotels derselben Kategorie wenige Meter weiter, von Besuchern mit 440, größtenteils äußerst fragwürdigen Kritiken versehen worden. Die wildesten Berichte katapultieren mir auf 53 Seiten reißerische englische Schlagwörter wie „*I'll have nightmares for months*“, „*hotel from hell*“ oder „*faulty towers*“ (fehlerhafte Türme?) entgegen. Im Nebenzimmer ein Lachen, unterbrochen von lallenden Stimmen von Saufkumpanen, die sich verabschieden.

Derweil stoße ich auf die Bewertung eines jungen Mannes, der sich laut eigenen Angaben mit 16 weiteren männlichen Kollegen ins Hotel eingebucht hatte und anderen Reisenden mit auf den Weg gibt:

„Wir, eine Gruppe von 17 Jugendlichen, waren in diesem Hotel mitte Juli 2016.

Das Hotel ist günstig, verfügt über einen Pool und eine Alkohol-Flatrate.

Außerdem ist das Hotel nur 20 Gehminuten vom Megapark und 25 vom Bierkönig entfernt.

Ich empfehle dieses Hotel nur Leuten, die während des gesamten Aufenthaltes ununterbrochen alkoholisiert sein werden, ansonsten hält man es dort nicht aus.“

Eine ehrliche Haut, kommt mir in den Sinn, die Vor- und Nachteile gegeneinander abwog. Wenn jedoch selbst die trinkwütigen Teens und Frühzwanziger ihre Altersgenossen warnen, musste die Sache dementsprechend ernst sein. Man mag sich nun fragen, warum wir gerade jenes Hotel zur Unterkunft unserer ersten Nächte jener Forschungsreise zum Ballermann gemacht haben, während der wir Themen wie Migration, Sprache, Ungleichheit, Interaktion von Touristen, Strandverkäufern, nüchtern oder betrunken, erforschen wollen. Weder als masochistischer Test noch für prahlerische Thekengeschichten gedacht, interessiert uns das Paradies Musik schlichtweg als einer der Orte, wo das Übel des versoffenen Pauschaltourismus, und die Tristesse der Ex-

zessuchenden am deutlichsten hervortritt. Es geht also eher darum, den Ballermann als Ort der zelebrierten Transgression für aber-tausende Feierwütige aus Deutschland ein bisschen besser verstehen zu lernen, vielleicht. Die ersten Stunden im Hotel laufen vielversprechend an.

Während der kurzen Suche im Internet, die mich von schlechten Reviews immer weiterklickend schließlich auf so genannte „Pickup-Strategien“ am Ballermann bringt, die aus Berichten verzweifelter junger Männer sprechen, die vergebens die Urlaubstage auf Mallorca nutzten um Frauen flachzulegen, lernte ich ein neues Wort: *Cockblocker*. Cockblocker sind, wie mir schnell klar wurde, diejenigen Frauen, die als Wächterinnen ihrer zu verführenden Freundinnen in Großraumlokalen wie dem Bierkönig, dem Megapark etc. fungieren, und eine schützende Hand über ihre Trinkkumpanin halten. Das männliche Genital konnte nicht aktiv werden, *cock geblockt*.

Ein Internetnutzer Dreibein fasst seine Strategie im Netz in einem Forum für verzweifelte Partybesucher wie folgt zusammen:

„Deswegen soll man ja auch immer die schwache Flanke zuerst angreifen. Also sprich die Hässliche zuerst an, mache ein bisschen Flax mit ihr und gibt ihr ein gutes Gefühl. Dann cockblockt sie auch nicht mehr. Und wenn Du sowieso einen Wing am Start hast, könnte einer von Euch auch die HB3 durchziehen. (Seht es praktisch: Ihr seid im Urlaub, C2H6O macht alle Frauen schön und die kleinen Pummelchen gehen gut ab in der Kiste).“⁴

⁴ Siehe [<https://www.pickupforum.de/topic/131368-mallorca-unterschätzt/?page=2>].

Was Begriffe wie *wing* oder *HB3* anging, so habe ich zwar immer noch keine konkrete Ahnung wofür diese stehen, werde langsam aber auch zu müde. *Wing* scheint logischerweise eine Kurzform von *Wingman* zu sein, also demjenigen Mann, der den anderen den Kontakt zu Frauen erleichtert, und nach einigem Googlen dämmert mir, dass das Kürzel *HB* für *hot babe*, heißes Mädchen, verwendet wird, auch als *target* bezeichnet („Ziel“), im Gegensatz zu *UG* („ugly girl“), andere aber potenziell wenig erfolgreiche männliche Kandidaten als *Betas*, wo hingegen der *BF*, also der *boyfriend*, eher ein Hindernis darstellt. Die Nummerierung von *HBs* hatte mit ästhetischen Merkmalen zu tun, nach denen die Beute eingeteilt wird, also Figur, Auftreten, Make-up und so weiter, wobei höhere Zahlen für eine höhere Bewertung stehen. Eine Sprache für sich, die *PUA*-Sprache der so genannten *pick-up artists*⁵, die am Ballermann in den Kreisen der jungen Besucher von All Inclusive-Hotels äußerst verbreitet zu sein scheint. Und vor allem auch in den Gesprächen der Abiturienten rund um den Hoteleingang, wie wir den abendlichen und mittäglichen Gesprächen am Folgetag entnehmen. Die multilinguale Färbung des Ballermanns, etwa mit Wolof, Najja, Partydeutsch und *PUA* im Stimmengewirr der geschäftigen Nachtszenerie, überrascht uns hierbei als Linguisten immer wieder neu.

Mir eröffnet sich, dass Flirt- und Flachlegestrategien am Ballermann scheinbar bei männlichen Jugendlichen nicht nur eine bereits vor der Abreise geplante Angelegenheit sind, sondern sich sogar in geskripteten Dialogen äußern, die wie Drehbücher im Web mit anderen Verzweifelten, oder mit erfolgsverwöhnten Schürzenjägern diskutiert werden

können. Ich lese mir interessiert folgenden, von einem erfahrenen Touristen an weniger erfahrene geteilten *Opener* zum *Gamen* („Jagd auf Beute machen“) durch.

„Und hier noch ein sehr guter Opener für Dich/Euch, welcher von mir ausgiebig getestet wurde und Erfolg gerade bei Frauengruppen bringen wird-> der Stewardessen Opener [sic].

Achtung, der ist nur für sehr schöne Frauen gedacht, welche mindestens zu Zweit, besser zu Dritt unterwegs sind!

Du gehst zu der Mädelsgruppe und sprichst Eine (am Besten die Chefin) an: Hi, ihr seid mir grad aufgefallen. Lass mich raten; ihr seid Stewardessen. Schlank und schön; ihr müsst einfach Stewardessen sein.“

Falls sie sagt „Nein, wir sind keine Stewardessen.“, sagst Du mit einem Lachen“ Verdammt, konntest du nicht einfach sagen dass ihr Stewardessen seid?!? Jetzt habe ich 10 Euro verloren weil ich mit meinen Kumpels gewettet habe, dass Ihr welche seid.“ Danach normales Game/ Smalltalk aufziehen.

Falls sie sagt, dass sie Stewardessen sind, dann „Echt?“ fragen und Smalltalk/ Game aufziehen. Ach so, falls sie wirklich Stewardessen sind: mach Dich auf Einiges gefasst. Da kann schnell passieren, dass sie Dir kreischend um den Hals fallen.“

(TOM373, April 2014)⁶

⁵ Vgl. [<https://www.pickup-tipps.de/72-pua-begriffe-die-protagonisten-hb-ug-bf-etc>].

⁶ [<https://www.pickupforum.de/topic/131368-mallorca-unterschätzt/?page=2>]

Ein kurzer Rundgang im Hotel und rund um das selbige, um die gelesenen miesen Bewertungen mit der Realität zu vergleichen, zeigt mir, dass niemand im Pool war, wohl den noch frischen Maitemperaturen geschuldet. Er liegt in völligem Dunkel unterhalb der benachbarten Hotelburgen, aus denen das dritte ABBA-Lied in Folge dröhnte. *Thank you for the music*. Ich überlege es mir dennoch anders, nachdem ich zunächst die Badehose schon aus dem Koffer geholt und auf dem Bett bereitgelegt habe. Wenn ein Hotelpool 24/7 geöffnet ist und demnach auch angetrunkene Feiernde nachts zur Abkühlung ins Wasser springen können, kann das Becken auch für jeglichen anderen Schabernack genutzt werden, so denke ich. Ich beschränke meine nächtlichen Aktivitäten daher auf einen kurzen Spaziergang Richtung Hafen, und verbringe sodann eine kurze, von gelegentlichen Störungen unterbrochene Nacht. Schreiende und polternde Gruppen von jungen Feiernden auf dem Flur, und jenseits der dünnen Zimmerwände, wecken mich mehrfach kurz auf. Entgegen den Berichten im Netz versucht jedoch niemand, der sich potenziell im Zimmer gerirt haben könnte, ernsthaft meine Türe einzutreten.

Am darauffolgenden Morgen, als wir auschecken, liegt das Hotel Paradies Musik in absoluter Stille im Sonnenschein von El Arenal. Wir haben eine ähnlich kurze, von Wach- und Weckphasen geprägte Nacht verbracht. Wenige angetrunkene, übernachtigte, oder noch mit den Spätfolgen der durchzechten Nacht kämpfende Jugendliche machen sich schweigend, in Bierkönig-T-Shirts gekleidet, auf den Weg durch die Hotellobby zur Strandpromenade oder zur so genannten Schinkenstraße (*Carrer del Pare Bartomeu Salvà*) und Bierstraße (*Carrer de Miquel Pellisa*).

Wolof lernen am Balamane: Archivado

Eine Gruppe junger Männer in Hawaiihemden trottet in einer Reihe von der Plaça Reina Cristina Richtung Strandpromenade. Zwei der fünf jungen Deutschen, die möglicherweise Abiturienten oder Teilnehmer eines JGA sein mögen (zur Erklärung: Junggesellenabschieds, eine Art Initiationsritual des oder der Heiratswilligen, vor allem in Form exzessiver Trinkurlaube sehr häufig auf Mallorca stattfindend), tragen neongrüne Partyhütchen, zwei weitere kein Shirt, alle halbvolle bis beinahe leere Plastikbecher mit schalem Bier in den Händen. Bon appétit, Junggesellenfrühstück. Im Vorbeigehen, während wir auf Ahmed warten, der sich scheinbar verspätet hat, weist ein bärtiger junger Mann seinen Mitfeiernden auf ein dünnes Armband mit Kaurimuschel in Lederoptik hin. „Wenn du einmal eins kaufst, lassen sie dich in Ruhe. Das klappt, echt.“ Er spricht von den Verkaufsstrategien senegalesischer Strand- und Straßenhändler, die hier am Ballermann (Balamane) die Touristen an der Strandpromenade ansprechen und in Verkaufsgespräche wickeln. In sehr gutem Deutsch; ob man dies nun erstaunlich (so geht es vielen der Touristen) oder weniger erstaunlich (so geht es uns) finden mag. Dem Kaufdruck, der Intimität, den phatischen Begrüßungsspiralen entgehen, indem man ein Armband kauft und dieses zur Schau trägt. Anstelle des Wegschubsens, des groben Kommentars. Anstelle der Drohgebärde oder des ritualisierten und gegenseitig performierten Späßes, wenn Helmut, wie die senegalesischen Händler von deutschen Touristen gerufen werden (die Deutschen von den Senegalesen

übrigens auch), mit auf dem Urlaubsfoto auftaucht, in dem über YouTube geteilten Video-clip, der zeigt, wie die Sonnenbrille erstanden, oder der neongrüne Hut verschmätzt wird, unter lauten deutschen Floskeln, wilden Zoten, ziemlich ernster, in tausendfach gerufene und zum Event verstrickte Spaßmacherei am Strand. Aber hallo, tausend Jahre Garantie, Helmut, andere Farbe. Respekt ist hier ein Sich-vom-Leibhalten. Ein Die-Fassung-wahren, ein Griff zum Portemonnaie, ah, noch da. Respekt, Benimm ist das Kotzen erst nach der Mauer, für wirkliche Interaktion taugt's mit den fliegenden Händlern nicht. Helmut nervt, und steht meist im Weg. Ein wenig weiter grölen die ersten Trinktouristen. Ein Maimorgen in El Arenal, Mallorca, ein wenig verschlafen, ein wenig zu kühl. Ein lautes *Shalalala* der letzten Schnapsleichen, der Hahnenschrei der meist etwas zu lauten Dämmerung an der Playa de Palma, gefolgt von einem Stolpern über Bierdosenmüll als erstem Glockenschlag des neu beginnenden Tages. Ein allmähliches „Hallo Hauptsaison“.

Das Grüppchen spaziert davon, und wir warten in der Kühle des Vormittags weiter auf Ahmed. Das Café Senegales, einige Straßen hinter der Promenade gelegen, palmengesäumt, mit Blick auf die Praça, an dem wir uns für die erste Sitzung unseres Wolof-Sprachkurses verabredet haben, ist geschlossen. Wir sitzen auf den Stufen und schauen den vorbeiziehenden Menschen nach. Zwei afrikanische Händler, möglicherweise Senegalesen, wie Ahmed. Drei knapp bekleidete Partytouristinnen mit Motto-T-Shirts, mit auf den Rücken gedruckten Namen. Die benannte Anonymität: „Nadja“. Nadja trägt nur ein Bikini-Höschen, nun ja, ihre Freundinnen einige Zentimeter Stoff mehr, unser Blick gleitet relativ rasch weiter. Die beiden afrikanischen Passanten, weniger

untersetzt, dafür längere Gewänder, Boubous. Die Praça lädt zum Sitzen und Beobachten ein, das Café Senegales nicht minder. Unsere Absprache mit Ahmed im Vorfeld des organisierten Wolof-Unterrichts war daher bewusst auf den kleinen Platz in den hinteren Gassen ausgerichtet, hier solle der Unterricht stattfinden, wenn möglich. Rund um den kleinen länglichen Platz, mit seinem momentan trockenen, in roten Frühlingsblüten sitzenden Springbrunnen – auf den im Tagesverlauf mehrfach Kinder klettern werden, und andere um selbigen fußballspielend und fluchend später jagen, *hijo de puta* (mit einer vertrockneten Frau am Balkon eines der angrenzenden Häuser, *hee!*) – findet sich die gesamte Bandbreite der Internationalität El Arenals wieder: Eine Tapasbar, ein marokkanisches Lebensmittelgeschäft, *todo halal*, in dem es von afrikanischen, südamerikanischen, maghrebischen Waren nur so wimmelt (ich kaufe Mate-Tee aus Paraguay), einige kleine Reihenhäuschen mit vorgebauten pflanzenbestandenen Verandas, ein argentinisches Café, Buenos Aires, einer der zahllosen Touristenshops mit Souvenirs, Motto-Shirts, Luftmatratzen, Bier, sowie ein kleines Hamburgerrestaurant, eine Apotheke. Zwei- bis elfstöckige Apartmentkomplexe, Hotels dahinter, auf einigen Balkonen Wäsche, ein Fahrrad, viele Grünpflanzen. Hier leben augenscheinlich Menschen. Nicht nur eine Woche pauschal- und cervezaltouristisch. Keine Bierdosen, kein oberkörperfrei, wie einige Etagen höher im Hotel Gracia, im Hintergrund. Über den Platz spazierend, eilend, springend – zu dieser Vormittagszeit wohlgemerkt weniger zahlreich als sonst – einige ältere mallorquinische Damen, gemächlich, ein paar Lateinamerikaner, vielleicht, gesprächig, Kinder, die einem Fußball hinter-

herlaufen (*la pelota, la pelota*, dann Fußballernamen), und die eine Puppe fallen lassen (liegt wie ein etwas zu artifizieller Miniaturleichenam im frühen Sonnenschein), etwas später ein älterer Asiate, gemächlich, zwei spanische Teens mit Rapmusik, die wohl aus einem im Rucksack versteckten Lautsprecher dringt, unter Baseballcaps und über zerrissenen Jeans, daraufhin zwei Westafrikanerinnen (so tippe ich), von der einen Seite des in mediterran gelblich-orange gefliesten Sitzgelegenheiten eingefassten Areals zur anderen spazierend, eine davon in ein schwarzes Tuch gehüllt. Wenn man auf den Bänken der Nordseite des Platzes sitzt, wie wir es uns für die kommenden Tage noch in aller Ausgiebigkeit vornehmen, sieht man auf der gegenüberliegenden Südseite bloß vorbeilaufende Oberkörper über die Mosaikbänke wippen. Roma wippen, Senegalesen, Türken, Deutsche, Marokkaner, Spanier wippen. Noch immer wartend, recht schweigsam, stelle ich mir die Frage, ob wohl alle Vorbeilaufenden à la Nadja in knappe Höschchen gekleidet sind. Ich sehe nur Köpfe und mal einen Hemdkragen. Mal ein Rucksack. Leute, die zur Arbeit gehen, Leute, die arbeiten, Leute, die sitzen. Ich wähne Nadja derweil schon 200 Meter und zwei Sangria weiter, am Strand von El Arenal.

Wir warten noch immer am Treppenaufgang des Café Senegales, das noch hinter verschlossenen Rollläden unbewegt und dunkel liegt. Wir wundern uns; wo Ahmed bleibt, und was wohl aus unserem Plan wird (Sprache im Café Senegales, als authentische Lernumgebung, oder als gutes Gefühl jenseits von Touristenströmen und selbsternannten Bierkönigen). Wie wir nachher erfahren, hat das senegalesische Café wegen Ramadan geschlossen. Ramadan, richtig, Tage im

Kopf zurückzählen, bereits begonnen. Während des Wartens insgesamt rundum Programm, schauen, riechen, entdecken. Hinter den gefliesten Sitzbänken der Praça, deren eintöniges Mosaik teils von herausgebrochenen Stücken, teils auch nur von abgenutzten Ecken oder überwuchertem Unkraut unterbrochen wird, die Hinterlassenschaften von ansässigen Hunden. Hier wird noch richtig gelebt, hier wird noch richtig geschissen; Hunde, wie Menschen auf den mit spanischen Flaggen besetzten kleidungsbehängenen Balkons weiter oben, scheinen die Praça auch für sich in Beschlag genommen zu haben. Ein goldenes Schokoladenpapier hier, eine Zigarettenschachtel da, dann wieder lange nichts. Keine morgendliche Wasserstrahler-Putzkolonne wie an der Playa. Ein ehrlicher Ort zum Wolof-Lernen, denke ich mir. Die sprachlich-kulturelle Deko des Surroundings hat uns nachhaltig fasziniert, mehrfach sind wir zurückgekommen, für einen Kaffee, eine Begrüßung, ein Tagesgericht im Café Senegales. Für mehr hat's meistens bisher nicht gereicht. Auch sprachlich.

Wolof, die am weitesten verbreitete Sprache im westafrikanischen Senegal und angrenzenden Gambia, ist ebenfalls die am weitesten verbreitete afrikanische Sprache am touristischen Ballermann, von Straßenhändlern, Haarflechterinnen, und vom Inhaber des seit zwei Jahren an der Praça Reine Cristina befindlichen Café Senegales gesprochen. Als regelmäßigen Besuchern der von Deutschen, aber auch Engländern, und teils Niederländern in großen Zahlen als Kapitale des Sauf Tourismus bereisten Insel (nach der Philosophie einmal die Sau herauszulassen, mal auf den Putz zu hauen, sich einmal gehen zu lassen, „Malle“ sei nur einmal im Jahr), für uns jedoch vom Interesse an den Interaktionen, den kleinen Begeben-

heiten, den Sprachen, und oft wohl auch den transgressiven Praktiken der Touristen geprägt, kommt Wolof uns da gerade recht; wir wollen uns ein paar Grundkenntnisse aneignen.

Grund genug mit Hilfe unseres senegalesischen Freundes Ahmed – bereits seit mehreren Jahren als Straßenhändler am Ballermann – und einiger Lehrbücher älteren Jahrgangs, teils zusammenkopiert, teils dem heimischen wissenschaftlichen Bücherfundus entwendet, an der Praça zu sitzen und einmal anders Sprachunterricht anzugehen: Ohne formalisierten Kurs, sondern als Gespräch, als Beobachtung, als Erfahrung am kleinen Platz hinter den Touristenstraßen von El Arenal, und vor allem ohne vorher zu wissen, was Ahmed uns beizubringen gedenkt. Wir möchten mehr erfahren, als die trockenen Dialoge mit in Fußnoten verpackten Hinweise auf Personalpronomen des gedruckten Wolofkurses erahnen lassen. Vor allem erhoffen wir uns Ahmeds Empfehlung: Was macht Wolof aus, und aus uns, was brauchen wir am Strand, im Tourismus-Projekt, wieviel Wolof ist verdaubar, wieviel ist unabdingbar, was ist Notwendigkeit, was erachtet er als wichtig? Wie sollen wir uns einer der wichtigsten, wenn nicht der zentralsten und doch gleichzeitig unsichtbaren Sprache des Ballermanns annähern, ohne in Fußnoten verlinkte Anmerkungen zu Personalpronomen (die auch im Café Senegales nicht auf der Wand aufzutauchen scheinen, auf die die erwähnten Tagesgerichte grob gepinselt stehen) oder sonstige Bagage? *Café Touba* zwischendurch, ein pfefferiger starker Kaffee mit reichlich Zucker aus der gleichnamigen senegalesischen Region. Die Zeit reicht noch für einen Abstecher in die Papelería, das Schreibwarengeschäft, wo ich fünf Notizblöcke kaufe, für jede Lektion einen,

sechzig Cent das Stück, und wir erstehen einen Stempel, *Archivado*, einsortiert, archiviert, als kurioses Souvenir, wer weiß, wofür es noch gut ist. Auf dem ersten handlichen roten Block habe ich vermerkt „Wolof. El Arenal, 19/05/2018.“

Als Ahmed auftaucht, mit Freude im Blick, lang ist's her mit der Kommunikation der vergangenen Monate, lediglich auf WhatsApp beschränkt, setzen wir uns auf die Terrasse des Buenos Aires, wo unter lautem Gelächter am Nebentisch Gäste bedient werden. Wir bestellen einen Kaffee, und Ahmed schlägt vor: „*On va commencer par faire les conversations*“. Wir sprechen Französisch, so lernt sich Wolof vielleicht leichter; wir beginnen mit Konversation. Ahmeds Konzept ist klar, verständlich: Auf Konversation folgen „*les discussions*“, auf die Diskussionen folgt „*le parler facile*“, das einfache Sprechen, für ihn die wichtigsten Komponenten des Spracherlernens. Kurzzeitig verstehen wir ihn nicht gut, am Nebentisch Gelächter, *un café con leche*, einer *sin leche* kommt. Ahmed fasst. Sprache lerne sich am leichtesten in direkter Konversation, teilt er uns mit, während er langsam und mit Interesse eines der Wolofbücher durchblättert. Er schätzt den Wert, sicher, und muss sich gleichsam über die öde Anordnung wundern, denke ich mir, daher gut, dass er ein anderes Programm ansagt.

„Begrüßungen sind wichtig, denn wenn ich irgendwo aufschlage, sind sie Tradition, ein Zeichen von Respekt, der erste Kontakt. *Assalamu aleykum*. Das haben wir aus der Religion entlehnt, das haben wir uns so zurechtgemacht.“

Wir fragen weiter, schreiben mit. Begrüßungen sind wichtig. Und ein anderer alltäglicher Gruß an eine Person?

„*Mbat ya ngi si jamu*. Hallo auf Wolof, an eine Person gerichtet.“

Café con leche kann so gut sein, bemerkt Anne. Ich schreibe es auf, es war aber eher als Kommentar aus dem Off gedacht. Der rote Block füllt sich, der Stempel *Archivado* hängt halb im Milchkaffee. Wer weiß, wofür es noch gut ist. Ein Rentner führt den Hund die zweite Runde um den Blumenbrunnen spazieren. Ein bisschen zu langsam für meinen Geschmack. Der Kaffee recht stark für meinen Geschmack. Wir sprechen über Respekt, „*la discussion est... ouverte*“, die Diskussion ist eröffnet. Ahmeds Unterricht und seine Methoden ganz passend für unseren Geschmack. Ein alter Senegalese mit einer Krücke humpelt vorbei. Dann drei Touristen, man spricht über Mallorca, was sonst. Alte Leute grüßt man auf Wolof respektvoll mit *gorgi*, im Hintergrund argentinische Rockmusik. Buenos Aires ist wunderbar zum Lernen, die Praça ein famoser Ort. Wer weiß, wofür es noch gut ist. Respekt ist total wichtig. Ahmed gähnt.

BALAMANE 07

(mehr/meer) Dialog

Bègèna mafé. Amoul ben problème! Ma si jamm bèri. Djeredjef.

Asalam alekoum. Malekoum salam. Mbat ya ngi si jamm? Waw maa ngi si jamm. Naka fo fou? Waw sant yalla bou bakh!

Ba bene yon!

Ba souba.

Begrüßungen und Bestellungen, Danke bis bald, nichts davon übermäßig laut und aufdringlich. Man plaudert in ruhigem Ton und in einer guten, entspannten Atmosphäre. Man kommt, geht, kommt wieder, bringt eine

Zeitung mit, zeigt ein paar Bilder im Telefon, lacht und schüttelt den Kopf. Zwischenzeitlich beteiligen wir uns, denn wir üben. Unser Wolof-Kurs besteht aus Dialog.

Auf diese Idee, nämlich den Dialog, ist man auch anderswo schon gekommen. Seit einiger Zeit tritt man hier ein in eine Beziehung mit den Emigrés, indem sie in lauten Liedern adressiert werden. Als ob man sie anspräche, ihnen etwas sagte, einen Witz teilte. Bei genauem Hinsehen wird nichts als ein Spiegelbild angesprochen, in einer mimetischen Interpretation des Andersseins des Anderen an einem Ort, zu dem dieser keinen Zutritt hat. Die Songs der Balamaneparty richten sich in die Leere und künden bestenfalls vom Dialog mit dem Selbst, sofern man sich überhaupt daran erinnert.

Da sprach er zu mir / Doch ich verstand ihn nicht / Er laberte was von Brillen / Ich sagte „Stop, so geht das nicht!“ / Und fing an zu singen / Asamoah, Asamoah / Du siehst aus wie Gerald Asamoah

Hallo Helmut, andere Modell / Heute billig / Morgen teuer / Lookilooki, neue Kollektion

Auf der Mauer, auf der Lauer sitzt 'ne kleine Klauhure! / Schalalalalalala Lalalalala Hure! / Schalalalala hey!

BALAMANE 08

Erinnerungen und Aufbrüche

Wenn im November irgendwo spanische Musik läuft, beginnen manche über den letzten Spanienurlaub im vergangenen August zu philosophieren und erinnern plötzlich Details, die über Monate dem Vergessen anheimgefallen waren, so scheint es. Wie sich andere beim Sushiessen an Osaka 1982 auf Montage

erinnern, wieder andere beim Geschmack von Whisky an den ersten Vollstopp an Nachbars Achtzehntem. Ähnliches geschieht regelmäßig beim Blick in die selbst beklebten Leitz-Ordner im Familienregal, auf denen verheißungsvoll und geschwungen „1970-1978“, „1980-1985“ und so weiter steht. Eine Chronologie der Schnappschüsse, davon viele Mittelmeer-Urlaube. In den drei Jahren der Mallorca-Forschung tun und taten sich immer wieder gewisse Kontinuitäten auf. Es schien, als hätten manche Diskurse bloß kurz geruht und seien nun wiedererwacht, hätten nie an Aktualität eingebüßt. Familienerinnerungen vor dem Hintergrund der Ballermann-Feldforschung (dies betrifft, wohlgermerkt, vor allem Nico, der 1991 mit sechs Jahren im Hotelpool auf Mallorca schwimmen lernte. Nach anfänglicher Angst im Blick und einiger Unwilligkeit sei das ganz gut gelungen. Anne ist vor 2006 nie nach Mallorca gereist). Neue Aufbrüche sind doch immer auch Kontinuitäten.

Anne schenkt mir einen Bildband „Mallorca Clásica“, den ich mit meinen Eltern durchsehe. 1950, 1960, das sei etwas früh, vieles habe dann in den frühen 1970ern schon anders ausgesehen, bei den ersten Reisen. Einmal sitzt mein Vater mit meinem Onkel auf der Couch, ich höre Geschichten aus der gemeinsamen Kegelclubzeit, die beide über Jahrzehnte immer wieder den Ballermann besuchen ließ. Ein Ausschnitt eines solchen Erinnerungsnarrativs, aufgenommen mit dem Handy, sei an dieser Stelle stark gekürzt angeführt:

„Einer unserer Mitstreiter offerierte uns eines Tages zum Frühstück, dass er nachts auf der Mauer an der Platja [plata] eingeschlafen wäre, man ihm das Portmonée aus der Hose geholt hätte,

leer gemacht und man dann das leere Portmonée wieder in die Tasche gestopft hätte. Das haben wir ihm bis heute nicht geglaubt. Haha. Er hatte ... ja immer mit Damen zu tun. Wer weiß, s'kann ja sein, dass ihm dann die... die Damen das erleichtert hatten. Leichte Damen.“

Während wir zu den sogenannten „Klauhuren“ arbeiten, den marginalisierten nigerianischen Sex Workers, denen Raubüberfälle an der Strandpromenade nachgesagt werden und von denen die Mallorca-Zeitung Ungeheuerliches schreibt, kommt mir immer wieder das leere Portmonée in den Sinn.

Ähnlich geht es mir beim Ausflug nach Magaluf im Mai, der neonbeleuchteten und flimmernden Partyzone der Engländer und Skandinavier, wo hingegen El Arenal eher von Deutschen und Niederländern frequentiert wird, und mit weniger Neon, aber ähnlich präserter Transgression und Berausung daherkommt. Magaluf, oder *Shagaluf*, wie es spöttisch genannt wird, ist der Skandal-fleck der britischen Tabloidpresse. Immer wieder stürzen sich aus den Hotelburgen junge Betrunkene in den Pool – und landen hart auf dem Trottoir oder der Frühstücksterrasse. Die Balconing-Diskurse, über die wir reden, während wir durch performierte Britishness entlang des „Strips“ schreiten und einigen Junggesellinnen begegnen, die einen riesigen aufblasbaren Penis mit sich herumtragen, lassen mich unweigerlich an mein erstes wohl ungelinkes Paddeln im Hotelpool denken, als meine Mutter dachte es sei für mich nun Zeit schwimmen zu lernen. Von Balkonen bin ich nicht gesprungen, aber wohl vom Beckenrand, vielleicht ähnlich zögerlich, ein bisschen

ungelenk. Rundum immer noch Architektur der Aussichtslosigkeit und Hotelklötze.

„Hey guys, where are you heading to?“ fragt eine stark geschminkte junge Frau, eine, die Menschen in Bars lockt, selber aber wenig begeistert in der mit skandinavischen Flaggen versehenen Bargatan dreinblickt, wo sich schwedische an dänische Bars reihen, und vor allem Skandinavier den Haupttouristenstrom dominieren, Wikingerköpfe an den Eingangsportalen hängen und Bierangebote auf Schwedisch offeriert werden. Grenzen und Grenzenlosigkeit, Bonsoir Tristesse, Marke Vegas, Pattaya. Magaluf begeistert uns wenig. Wir fahren kurz danach mit dem Taxi zurück nach Arenal, in die altbekannten Straßenzüge rund um den Bierkönig und Megapark, wo wir am nächsten Morgen wieder mit Ahmed verabredet sind.

Nach wenigen Tagen geht es für uns zurück nach Deutschland, wir verlassen die Praça Reina Cristina: Im Gepäck einige Fragmente Café Senegales, und neue Erkenntnisse. Unter anderem die, dass sich Texte über und zu Mallorca und unserer Forschung bisweilen schwieriger schreiben lassen als andere Textformate wissenschaftlicher Produktion. Dabei wissen wir nicht genau, woran das eigentlich liegt. An der Widersprüchlichkeit des Ortes? Dem unstillen forschenden Blick im Gewühl der Feierwütigen im permanenten Lärm? Den Methoden, die wir ausprobieren? Oder doch der eigenen Verortung in einem allzu bekannten Diskurs zu Mallorca, einer kollektiven Erinnerung der zelebrierten Transgression und des zelebrierten Urlaubs par excellence (der vielleicht nie einer war), einem Impuls, der uns mitsummen lässt bei den Karnevalsliedern, woraufhin wir uns erschrocken ertappt fühlen. Und der dann

das leere Blatt Papier verflucht: Wie beginnt man einen Text zum Café Senegales? Und wie schließt man ihn ab?

Vielleicht mit einem erneuten Aufbruch: Wir senden noch schnell unten angeführte Email ans Reisebüro, das Mailprogramm will nicht so recht und wirkt fast so ästhetisch und schwer lesbar wie moderne Lyrik. Die Route von Ahmed und Co. einmal – wenngleich ohne jegliche Entbehrungen, sondern im Gegenteil äußerst bequem – rückwärts zu fliegen, planen wir. Für die Forschung, für die Begegnung, für den Aufbruch. Um Balamane abzuschließen und Mallorca zu erinnern.

*„hierkommtschonwiedereineAnfragefüreineFlug
buchung:
von Köln nach Banjul mit der TAP,
folgendeDaten:HinflugTP589.
Fr,20Mär2020abCGN,
RückflugTP1497.Mi,01Apr2020
ab BJJ – über Lissabon – nach CGN,
eswerdenzweiTicketsbenötigtKönnenSieunsdas
buchen?“*

FINIS